

## Im ehemaligen Johanniterkloster

Im ehemaligen Johanniter-Kloster Küsnacht war seit Ostern 1834 das Kantonale Lehrerseminar untergebracht, an welchem Schüler, die die Sekundarschule absolviert hatten und Primarlehrer werden wollten, zu Lehrern ausgebildet wurden. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts wurde das Seminar Küsnacht zum «Unterseminar», während in Zürich eine Fortbildungsschule für Lehrer, das «Oberseminar», geschaffen wurde. Noch später wurde das Seminar Küsnacht als Lehrerbildungsstätte aufgehoben und ersetzt durch die Kantonale Mittelschule, die heute im Klostergebäude untergebracht ist.

Die Schüler des Lehrerseminars wurden nicht nur theoretisch ausgebildet, sondern auch praktisch; das heisst, sie mussten lernen, wie man mit Primarschülern umgeht, wie man ihnen das Wissen beibringt, kurz: wie man ihnen Schule gibt. Hiezu dienten die Primarschüler der *Übungsschule*. Diese war in zwei Gebäuden untergebracht: Die 1., 2. und 3. Primarklasse hatten als gemeinsames Schulzimmer einen grossen Raum in der sogenannten «italienischen Villa», die unterhalb des Klostergebäudes bei der Turnhalle steht. Zu meiner Schulzeit (1928 bis und mit 1932) war der Lehrer dieser drei Übungsschulklassen Herr *Ernst Bleuler*.

Weiter oben, ganz nahe am Klostergebäude, stand und steht das kleine, einstöckige Häuslein, dessen Parterre von einem einzigen grossen Schulzimmer eingenommen wurde, in welchem Herr *Otto Bresin* der 4., 5. und 6. Übungsschulklasse Unterricht erteilte, den ich in den Jahren 1930 bis und mit 1932 genoss.

Jede der sechs Übungsschulklassen bestand aus (ganz ungefähr) 12 Schülern, so dass sowohl Herr E. Bleuler wie Herr O. Bresin je um die 36 Schüler unterrichteten. *Wer* Schüler der Übungsschule wurde und *wer* in die Dorfschule (an der Zürichstrasse) eingeteilt wurde, das bestimmte die Schulbehörde nach freiem Ermessen; allerdings: Nur Kinder aus Familien, die zwischen dem Dorfbach und der Grenze zu Erlenbach wohnten, wurden der Übungsschule zugeteilt. Meine drei (älteren) Geschwister und ich gingen alle in die Übungsschule.

Da die Lehrer der Übungsschule jeweils nur eine einzige Klasse mündlich unterrichten konnten, mussten in dieser Zeit die beiden andern Klassen schriftlich beschäftigt sein. Von Zeit zu Zeit wurden durch die Seminarleitung einzelne Schüler des Seminars, sogenannte «Seminaristen» abgeordnet, um an unserer Übungsschule Stunden zu geben; so zum Beispiel Rechnen, Geschichte, Heimatkunde, Geographie und dergleichen. Wir Schüler benutzten natürlich die Gelegenheit, wenn ein Seminarist uns Unterricht erteilte und der ordentliche Lehrer abwesend war, zu Allotria aller Art. Da kam es etwa vor, dass meine um neun Jahre ältere Schwester als Seminaristin uns eine Geschichtsstunde gab, während der es immer lauter und lauter wurde, so dass meine Schwester zu einer Art «Notbremse» griff, beide Zeigefinger in den Mund steckte und einen fürchterlich schrillen Pfiff aussties, der die drei Klassen so erschreckte, dass es einen Moment lang totenstill im Schulzimmer war und es – wider alles Erwarten – auch bis zum Ende der Stunde so blieb. Das war anders, wenn einer der gewichtigen Seminaristen – z. B. der spätere Dichter und Schriftsteller Ernst

Kappeler oder der spätere Komponist und Dirigent Ernst Hess – uns Unterricht erteilte: Da war es von Anfang bis Ende der Schulstunde mäuschenstill!

Ich habe nun aber vorgegriffen und wende mein Augenmerk zurück, zum Anfang meines Schulbesuches:

Meine Familie wohnte im «Biregüetli», einem schönen Haus mit grossem Garten, dessen Zaun die Grenze zwischen den Dörfern Erlenbach und Küssnacht bildete. Vor Beginn der Schulpflicht hatte ich eine grosse Menagerie von Tieren: Meerschweinchen, Kaninchen, Katzen, Schildkröten, Eidechsen, Blindschleichen, Gitzi usw. Meine Eltern fanden, ich sei mit sechs Jahren (1927) noch zu jung für den Schulbesuch. So teilte mein Vater der Schulbehörde mit, Rico werde die 1. Schulklasse nicht besuchen, er sei noch etwas gar kindlich. Mit Frau Bleuler (der Frau des Lehrers der 1. bis 3. Klasse) habe er vereinbart, dass sie mir im letzten Vierteljahr täglich eine Privatstunde in Lesen und Schreiben erteilen werde, so dass ich dann im Frühjahr 1928 gleich in die 2. Primarklasse bei Herrn Bleuler eintreten könne. Da mein Vater als Oberrichter (was damals noch sehr viel galt) eine gewichtige Stimme hatte, wurde sein Antrag genehmigt, und ich konnte mich – während meine Altersgenossen in die 1. Klasse gingen – weiterhin zu Hause meinen Tieren widmen, Hütten bauen und Indianerlis spielen. Nach Ostern 1928 wanderte ich dann der soeben neu gebauten Wiesenstrasse entlang durch die Obere Heslibachstrasse hinab zur «italienischen Villa», wo Herr Bleuler mich begrüßte und mich in die zweite Primarklasse einteilte und in eine Zweierbank neben Bruno Knell setzte. Nach meiner allerersten Schulstunde – von 9–10 Uhr – läutete die Pausenglocke für 15 Minuten Pause. Alles strömte ins Freie. Ich schloss mich einer Gruppe Mädchen an, und wir spielten «Ringelreihen» – das heisst: wir bildeten einen Kreis um einen alten Baum bei der Seminar-Turnhalle, gaben einander die Hände, sangen ein Lied und tanzten um den Baumstamm. Plötzlich schrie meine Nachbarin zur rechten auf und rief: «Oh, das isch ja en Göiferi» und beide Mädchen links und rechts liessen meine Hände sofort los, womit ich aus dem Ringelreihen ausgeschlossen war. Ich hatte im Eifer des Ringelreihen-Tanzens nicht bemerkt, dass mir ein Faden Speichel aus dem Mundwinkel über das Kinn gelaufen war – der Anlass für den Schrei meiner Nachbarin. So war ich denn von den Mädchen als «Göiferi» ausgeschlossen. Die inzwischen Versteckis spielenden Buben akzeptierten mich aber nicht als Mitspieler, denn ich hatte mit den Mädchen gespielt, war also in ihren Augen ein «Mäitlischmöcker». So stand ich denn als Einzelgänger da, weil ich im ersten Schuljahr nicht dabei war und die Sitten und Gebräuche an der Schule – hier die scharfe Trennung zwischen Buben und Mädchen – nicht kennengelernt hatte. Das fehlende erste Schuljahr sollte sich in noch mancher Hinsicht als ein Manko erweisen. Die Idee meines Vaters, das erste Schuljahr fallenzulassen, war zwar wohlgedacht und hatte auch ihre guten Seiten; die negativen Auswirkungen waren aber nicht vorher bedacht worden: Ich blieb bis und mit der 6. Klasse ein «Outsider». Das hatte natürlich auch darin seinen Grund, dass ich nicht im Dorf wohnte, sondern zwei Kilometer davon entfernt, an der Grenze zu Erlenbach. Während fünf Jahren musste ich – abgesehen von den Ferien – täglich viermal die zwei Kilometer von unserem Haus bis zur Übungsschule, bzw. von dort wieder zurück wandern, an den freien Mittwoch- und Samstagnachmittagen bloss zweimal.

Herr Bleuler war ein gütiger, wenn auch sachlich strenger Lehrer, dem wir aufmerksam folgten und von dem wir viel Wesentliches lernten. Nur einmal beging er einen – wie mir auch

heute noch scheint – psychologischen «fauxpas»: 1929, als ich in der dritten Klasse sass, erklärte er uns den «Samichlaus»: Er zeichnete an die Wandtafel als erstes Bild ein kleines Haus, vor dessen Türe ein Mann in Alltagskleidung stand, einen halbvollen Emballage-Sack in der Hand und eine grüne Pelerine über dem Arm. Ein Pfeil wies in die Geh-Richtung dieses Mannes, nämlich hinein in den nahe gelegenen, grün eingezeichneten Tannenwald. Das zweite Bild zeigte den grünen Tannenwald, in welchem der Mann gerade die Pelerine über seine Kleidung warf und in der Hand einen weiss-gelben Bart hielt. Ein Pfeil zeigte die Richtung, in welche der Mann gehen werde: nämlich zurück zum kleinen Haus. Im dritten Bild hatte der Mann in der Pelerine gerade die Haustüre erreicht, diesmal aber trug er um das Kinn und um seine Wangen einen langen, weisslich-gelben Bart, und über den Rücken hatte er den Emballage-Sack geworfen. Aus dem Mann war ein Samichlaus geworden.

Herr Bleuler erklärte uns, dass dies der Familienvater sei, der in den Wald gehe und sich dort umziehe und der dann als Samichlaus zurückkehre. Ich streckte mit grösstem Eifer den Arm hoch, bis Herr Bleuler mich aufrief und fragte: «Was willst Du sagen, Rico?» Ich rief ihm zu: «So ist es vielleicht bei Ihnen und hier im Dorf. Aber zu uns ins Biregüetli kommt der richtige Samichlaus.» Herr Bleuler hatte die grosse Bedeutung des Mythos im Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft nicht bedacht, so wenig wie Max Frisch, als er dem Schweizervolk sein Werk: «Wilhelm Tell für die Schule» unterbreitete und damit den für uns so wichtigen Tellen-Mythos lächerlich zu machen suchte.

Als ich, wie alle Jahre vorher, mit unserem damals 12-jährigen Enkel Gianmarco an Ostern des Jahres 2001 im Garten des Biregüetli auf die Eiersuche ging, sagte er zu mir: «Weisst du, nonno Rico, ich weiss genau, dass es keinen Osterhasen gibt, aber: ich *glaube* an ihn!» Etwa so erging es mir, als Herr Bleuler uns den Samichlaus entlarven wollte; und etwa so geht es uns allen, wenn Max Frisch oder wer immer uns reinen Wein über Wilhelm Tell einschenken will. Die uralte Sage und Friedrich Schillers Drama wirken ungleich viel stärker.

Im Frühjahr 1930 verliess unsere dritte Klasse die «italienische Villa» und zog hinauf in das kleine Schulhäuslein zu Herrn Bresin. Neben der Betreuung seiner drei Übungsschulklassen war Herr Bresin auch Didaktik-Lehrer am Seminar, d. h. er lehrte die Seminaristen, wie man die Schüler unterrichten soll. Er brachte uns denn auch das Schulwissen sehr gut bei, und auch bei ihm lernten wir viele wesentliche Dinge. Aber er war jähzornig und oft ungerecht; er hatte seine Lieblingsschüler und -schülerinnen, und er hatte jene, die er nicht mochte.

Leider gehörte ich zu den Letzteren, was mich aber weder bedrückte noch belastete, da ich als ein viel stärkeres Gegengewicht in meinem Rücken meinen Vater wusste und spürte. Wenn wir am Samstag unsere Aufsatzhefte abgegeben hatten, dann wussten wir, dass wir sie am Montag in der ersten Stunde korrigiert und kritisiert von Herrn Bresin zurückerhalten würden. Befürchtete ich einen Wutausbruch des Lehrers, so bat ich meinen Vater, am Montag früh einen Schulbesuch zu machen. Gütig wie er war, klopfte er gegen 8.15 Uhr an die Schulzimmertüre, Herr Bresin öffnete und begrüsst meinen Vater, der sagte: «Herr Bresin, erlauben Sie mir einen Schulbesuch zu machen?» Herr Bresin antwortete: «Aber gerne, Herr Oberrichter, es ist mir eine Ehre», und ersuchte meinen Vater, auf dem für Schulpfleger reservierten Stuhl im Hintergrund des Zimmers Platz zu nehmen. Mein Vater folgte mit Interesse dem Unterricht und machte keine Miene, die Stunde zu verlassen. So begann denn

etwa um Viertel vor neun Herr Bresin mit der Verteilung der in einem Stapel auf seinem Katheder liegenden Aufsatzhefte. Und statt – wie sonst, wenn er bei meinem Heft ankam – auszurufen: «Steinbrüchel, Dummkopf, was ist das wieder für ein schwaches Elaborat», sagte er mit fast liebevoller Stimme: «Rico, hier hast du deinen Aufsatz zurück.» Ich ging nach vorn, nahm gelassen mein Heft in Empfang – und unmittelbar danach stand mein Vater auf, sagte zu Herrn Bresin: «Vielen Dank, Herr Bresin, es war wieder ein interessanter Unterricht», verliess die Schule und fuhr mit dem Zug nach Zürich, um seinen Arbeitstag dort, im Obmannamt, zu verbringen.

Ein andermal hatten wir einen Hausaufsatz mit freier Themenwahl zu schreiben. Ich schrieb über das «Versteckisspiel» an einem Sonntagnachmittag. Als ich das Heft zurückerhielt, war ein Satz dick rot angestrichen, er lautete: «Der der ist, muss». Daneben stand in roter Tinte von Herrn Bresins Hand geschrieben: «Hölzern». Meine Schwester fand diesen Satz so herrlich, dass sie das Heft 60 Jahre aufbewahrte und es mir zum 70. Geburtstag schenkte. Ich finde den Satz heute noch köstlich, und meine Frau und ich brauchen ihn noch häufig – wenn wir uns zum Beispiel im «Sprüngli» treffen wollen, sagt das eine zum andern: «Etwa um 13 Uhr im Sprüngli, der der ist, muss» – wer zuerst dort ist, besetzt einen Platz für den andern.

Herr Bresins liebste Schülerin zu meiner Zeit war Sylvia Schucani, die Tochter des damals bekannten Anwalts und die Enkelin des ehemaligen Bundespräsidenten Calonder. Sylvia war eine ausgesprochen schöne und sympathische Engadinerin; von Herrn Bresin wurde sie bei jeder Gelegenheit lobend hervorgehoben. Wir Mitschüler schauten uns «wissend» an, wenn Herr Bresin, bei der geographischen Behandlung des Engadins, erwähnte: Für ihn sei der am schönsten klingende Ortsname jener von «Silvaplana» – wobei er den ersten Teil des Namens «Silva» geradezu liebevoll und sehr gedehnt aussprach so, dass es fast tönte wie «Sylvia».

Einmal – ich war in der 5. Klasse – mussten wir uns darin üben, mit Ton zu arbeiten. Jeder erhielt ein kleines Brett mit einem faustgrossen Stück grauem Ton darauf sowie ein paar Utensilien, mit denen man den Ton im Detail formen konnte. Aufgabe war es, die Burg ruine «Wulp» in Ton darzustellen. Herr Bresin gab uns die Anleitung, dass man sich bei der Arbeit mit Ton nicht mehr beschmutzen dürfe als von den Fingerspitzen bis zum zweiten Gelenk der Finger. Während Herr Bresin sich nun dem mündlichen Unterricht der 6. Klasse zuwandte (die 4. Klasse schrieb einen Aufsatz), arbeiteten wir von der 5. Klasse an der tönernen Ruine Wulp. Binnen kurzem war ich bis zu den Ellbogen mit Ton verschmiert, hatte aber eine ganz hübsche Burg herausgearbeitet. Nun muss ich einschieben, dass Herr Bresin – wie viele Küsnachter – damals davon überzeugt war, dass der Oberrichter und seine Frau im «Biregüetli» sehr wohlhabend seien. Das brachte ihn auf die Idee – als er meine tonverschmierten Hände und Arme erblickte –, über alle Schüler hinweg mir zuzurufen: «Schteibrüchel, e Sou bliibt e Sou, au wänn si sich im Goldschtaub wälzt.» Der treffende und treffliche Satz blieb den Schülern aller drei Klassen im Ohr. Mich erinnerte und erinnert er noch heute an den Satz meines Grossvaters: «Wer's vermag, hät en Hund, wer's nöd vermag, hät zwee.»

Unglücklicherweise hatte ich eine Art, die Herrn Bresin verärgerte. Ich schrieb in einem Aufsatz über eine Seefahrt mit meinem Vater am Sonntag früh im Ruderschiffli von Erlen-

bach hinüber zu meiner Tante Elise Mahler in Thalwil: «eine leichte Brise kräuselte die Oberfläche des Sees».

Als ich am Montag früh das Aufsatzheft in Empfang nahm, war das Wort «Brise» rot unterstrichen, und am Rand stand rot, in der Handschrift von Herrn Bresin: «Es heisst Bise». Als ich das sah, streckte ich auf, bis Herr Bresin mich aufrief. Ich sagte ihm, es heisse «Brise» mit «r» – ich hatte es vor 14 Tagen in Karl Mays «Schatz im Silbersee» gelesen; dort habe eine Brise, nicht eine Bise, die Wellen verursacht. Herr Bresins Kopf – der ganz ohne Haare war – wurde puterrot und seine Stirnader schwoll bedenklich an. Rasch schritt er auf meine Bank zu, packte meinen Kopf, neigte den seinen zu dem meinen und stiess die beiden Stirnen dreimal hart gegeneinander, wobei er ausrief: «Mir wänd dänn luege, welle von eus de härter hät.»

Es gab aber auch herrliche Erlebnisse in der Übungsschule: Jenseits des Baches, dort, wo sich jetzt vis-à-vis der Bachbrücke ein Wollenlädeli befindet, führte Frau Strickler ihr *Spezereilädeli*. Es bräuchte einen Thomas Mann, um all die Herrlichkeiten dieses Lokales zu beschreiben. Zuerst auf dem Regal standen ein paar riesige, walzenförmige Büchsen mit aufgemalten Bildern darauf, in denen die verschiedensten Zeltli aufbewahrt waren: saure, süsse, bärendreckige, aber auch Süssholz und anderes. Das Beste, völlig unvergesslich, aber waren die etwa zündholzschachtelgrossen Päckli aus dünnem Karton, gefüllt mit Brause-Limonade-Pulver für 20 Rappen. Ein solches Päckli in einer heissen Sommer-Pause war der Himmel auf Erden. Man ging damit zum Seminarbrunnen, hielt das Pulver-Päckli in der linken Hand, schüttete etwas Pulver in die hohle rechte Hand und liess etwas Wasser aus der Röhre darüber fliessen; sofort schäumte es auf, und die vorher hohle rechte Hand war nun angefüllt mit der denkbar besten Brauselimonade, die man genüsslich schlürfte, um dann den Vorgang mit neuem Pulver zu wiederholen.

Ein besonderes Vergnügen im Winter war das *Eisstampfen*: Damals war der Dorfbach im Winter oft zugefroren; aber nicht mit einer kompakten Eisdecke, sondern mit vielen blätterteigartig aufeinander liegenden Eisschichten. Nach Unterrichtsende – um 12 Uhr oder um 17 Uhr – rannten wir paar Buben miteinander zum «Horn» hinunter, wo man gut in den Bach hinabsteigen konnte. Hier begannen wir mit «Eisstampfen», das heisst, wir stampften mit den Winterschuhen so fest aufs Eis, dass die oberen Schichten mit lautem Knirschen und Splintern zerbrachen. Dabei bewegten wir uns vorwärts – in Richtung Tobeleingang. Es kam gelegentlich vor, dass der Schuh durch die ganze Vereisung hindurch stiess und im eiskalten Wasser landete. In diesem Fall rannte man heim, um die nassen, eiskalten Socken und Schuhe zu wechseln. Aber auch in diesem selteneren Fall des Eisstampfen-Endes war es doch eine ganz herrliche, eine unvergessliche Abwechslung zum normalen Schulbetrieb.

In mein Zeugnis für das Sommersemester 1932 schrieb Herr Bresin mit Bleistift: «Wenn sich Rico nicht wesentlich bessert, dann wird er die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium nicht bestehen.»

Anfang 1933 fanden die Aufnahmeprüfungen statt. Herr Bresin erlaubte mir einige Wochen zuvor – als wir unsere Schulzeugnisse dem Gymnasium einschickten mussten – diesen Bleistifteintrag auszuradiieren. Ich bat meine Mutter, für diesen für mich bedeutsamen Akt einen neuen Radiergummi kaufen zu dürfen. Sie hatte dafür kein Verständnis und meinte, jeder Radiergummi eigne sich dazu, es brauche keinen neuen. Ob dieser Aus-

einandersetzung ging das Ausradiieren vergessen, und mein Zeugnis wurde unradiert ans Gymnasium gesandt. Welcher Schreck, als ich das entdeckte!

Von der darauf folgenden Aufnahmeprüfung ist mir die Prüfung in Geographie bei Prof. Bähler unvergesslich: Prof. Bähler war seinerzeit Kavallerie-Oberst und glich auffallend dem General Wille – so wie Ferdinand Hodler ihn gemalt hatte: gedrungen, massig, mit grossem, rundlichem Kopf. Da sass er nun hinter seinem Katheder, ich stand vor ihm und er fragte: «Steinbrüchel, wo sind die Eingangstore zur Schweiz?». Eingangstore? Vor meinen inneren Augen tauchten das gewaltige schmiedeiserne Tor zum Garten des Hauses «Rechberg» in Zürich, vis-à-vis dem Obmannamt, und das entsprechend grosse Tor zum Vorhof des Zunft-hauses «Zur Meisen» in Zürich auf. Aber von ähnlichen Toren, durch die man in die Schweiz hereinkommen konnte, hatte ich in der Übungsschule nie gehört. So blieb ich eine Antwort schuldig. Hätte aber Prof. Bähler gefragt: «Steinbrüchel, wo an der Schweizergrenze kommen Menschen und Waren aus dem Ausland in die Schweiz?» so hätte ich sofort antworten können: «Basel, Schaffhausen, Chiasso usw.!»

Aber es ist noch heute so: Die Erwachsenen lieben es, oft in Bildern zu reden, statt Fakten zu nennen. Was soll ein Übungsschüler der 6. Klasse damit anfangen, wenn er in der NZZ Titel liest wie: «Heirat von Bankgesellschaft und Bankverein»?

Ein paar Tage nach den Aufnahmeprüfungen begegnete mein Bruder Franz während der Pause im Korridor des Gymi an der Rämistrasse dem Mathematikprofessor Egli – im Nebenberuf ein begnadeter Weinbauer in Herrliberg – der meinen Bruder auf die Seite zog und ihm vertraulich ins Ohr flüsterte: «S Brüederli hät dann grad no möge gschlüüffe.»

Natürlich erfuhren wir das beim Mittagessen zu Hause und in mir jubelte es: «Juhui, fertig Übungsschule, ich darf ins Gymi!»

Rico Steinbrüchel